

Christoph Paret
Fiktion der Freiheit
Über die Konstruktion
emanzipatorischer Settings
Konstanz (Januar 2021),
Konstanz UP

Helden, Schauspieler, Stars
Wie Ernst Lubitsch den
Königreich mit seiner Passivität
versöhnt und über die Nazis mit
reiner Schmelze triumphiert
In: Augenblick, Konstanz
Herle zu Medienwissenschaft
69/70, Dez. 2017, S. 189-200

Theorie der Apathie oder
Apathie der Theorie?
Blumenbergs Fortschreibung
der Philosophie nach ihrem
Ende. Erschienen in: Eva Geulen,
Daniel Weidner, Miriam Bajgorj,
120. Jahrgang / II
Kölnchen 2018, Karl Alber

„Unglaublich“
Wittgensteins über Unabkärbarkeit
und Unverständlichkeit
abergläubischer Präzision
In: Philosophisches Jahrbuch
120, Jahrgang / II
Kölnchen 2018, Karl Alber

dreißig Jahre vergangen. Thales ist als Identifikationsfigur verblüht. Heute will er fast niemand mehr in den Brunnen gefallen sein. Nein, der heutige Wissenschaftler ist keine versponnene Figur, die nicht in die Welt hineinpasst, sondern viel eher jemand, der Brunnenbauten mit seiner wissenschaftlichen Expertise begleitet. Wenigstens aber wird er ein Gutachten darüber erstellen, in wessen Verantwortlichkeit Brunnenstürze fallen. Das ist ein Verlust. Nur der Wissenschaftler, der fremd in der Welt ist, wird das Zeug haben, die Welt in ein fremdartiges Licht zu tauchen. Im Idealfall ist die Universität eine Seilere, wo faszinierende, kühne, ja abstrus anmutende Ideen entstehen, Ideen, die für die Gesellschaft so überraschend sind wie für die, denen sie einfließen. Hier könnten Gedanken geboren werden, die sich verdichten machen, weil nicht auf Anhieb schon sicher ist, ob sie in irgendeiner politischen Planung, in irgendeinem Marketingprodukt umgarnen werden können und ob für sie überhaupt Platz ist in unseren eingewöhnten Überzeugungen. Eine derartige Wissenschaft würde in den Augen ihrer Umwelt fremdartig wirken, und gerade dies wäre ihr Gütesiegel.

V.
Das „wattierte Denken“ der Wissenschaftshelden. Die Misere der real existierenden Universität läßt sich in einem Satz zusammenfassen: Sie zwingt die Wissenschaftler, existentielle Risiken einzugehen, während sie verhindert, daß sie intellektuelle Risiken eingehen. Einerseits bedeutet der Gang in die Wissenschaft ein erhebliches persönliches Lebensrisiko. Andererseits macht sich

ergreifen und so erg. als er nur kann, mit sich zu verbinden.“ Es geht viel eher darum, sich im lebendigen Kontakt mit der Welt fortgesetzt verblühen zu lassen.

Die Erklärung sind zwei Größenwinklungen. Die Erklärung sind zwei Größenwinklungen. Die Erklärung sind zwei Größenwinklungen. Die Erklärung sind zwei Größenwinklungen.

In den letzten Jahrzehnten sind die Forschungs- und Personalmittel zunehmend in die Hand von zentralen Geldgebern übergegangen, während sie zuvor der lokalen Verantwortung in den einzelnen Universitäten oblagen. Mehr und mehr können nur noch Forschungsprojekte realisiert werden, welche die Durchgangskontrolle bestimmter Gutachter und Kommissionen passieren haben. Weniges könnte der Innovativität abträglich sein: Der Literaturwissenschaftler Albrecht Koschorke hat im gleichnamigen Text vom Wissenschaftsbetrieb als Wissenschaftsvernickelung gesprochen: „Wie kann man Innovation evaluieren? Muß eine revolutionäre Denkweise nicht eben deshalb, weil sie revolutionär und neu ist, befingigen Widerstand oder, mehr noch, völligen Unverständnis auf Seiten der Fachautoritäten auslösen, die darüber zu Gericht sitzen sollen?“ Das Gutachtensystem geht eigentümlich an den Realitäten der Forschung vorbei. Das Erkennungsmerkmal einer herausragenden wissenschaftlichen Arbeit besteht weniger darin, daß sie Einwänden widersteht, als vielmehr, daß sie einen Sprung der Imagination bewirkt. Ein glänzender wissenschaftlicher Vortrag ist einer, der eine lebhaft Diskursion entfesselt. Ein geniales Paper ist eines, das den Kollegen zu den unterschiedlichsten Ergänzungen, wenn nicht Einwänden verführt. Ein „Führender“ Wissenschaftler ist einer, dem möglichst viele Wissenschaftler die intellektuelle Gefolgschaft gerade verweigern und der Heischern an Kritikern und Kommentatoren hinter sich herzieht. Kurzum: Gute Forschung ist nicht einwandfrei, gute Forschung setzt Einwände frei. Besonders ausgeprägt ist dies in meinem Fachgebiet, der Philosophie. Jemand wie Platon ist nicht deshalb ein großer Philosoph, weil er über alle Maßen recht gehabt

an den Universitäten raschends eine geistige Kleinration umschließt. Wie paßt das zusammen? Was hat mütigkeit best. Wie paßt das zusammen? Was hat mütigkeit best. Wie paßt das zusammen? Was hat mütigkeit best.

Wer ein Forschungsantrag stellt, ist gut beraten, dem Eindruck entgegenzuwirken, er habe tatsächlich zum Trotz. Forschungsanträge sind allgemeine Präventionschläge gegen jegliche „Aber“. Die rhetorische Konjunktivität der sogenannten Antragsprosa besteht darin, vorab einen Gutachter reiben könnte, an denen sich dürfen alles, nur nicht ärgrend sein. Diese Textsamkeit. Es ist ein offenes Geheimnis, welche Art von Forschungsanträgen abgibt werden. Es sind diejenigen, bei denen die Gutachter eingnickt sind, bevor sie Einwände machen konnten. So kommt es zu „wattierte Denken“, das der Philosoph Wolfram Eilenberger in seinem Fach beklagt. Entlarvt ist eine Metapher, die in den Anträgen allgegenwärtig ist: die „Forschungslücke“. Wer bekundet, er wolle eine Forschungslücke schließen, signalisiert zweierlei: Erstens, daß kein Platz und Bedarf für die eigene Forschung ist und sie das Puzzle vervollständigen wird. Zweitens, daß die eigene Forschung niemandem weh tun wird. Sie will ja lediglich in die Lücke passen und sich deshalb so richtig formen und anpassen, daß ihre Nachbarn perfekt ergänzt, aber nicht ersetzt. Alles übrige beläßt sie im aktuellen Zustand, hat also keineswegs die Absicht, das vorfindliche „Forschungsfeld“ umzupflügen. Dabei muß jedem klar sein, daß Forschung, die diesen Namen verdient, in keiner „Forschungslücke“ Platz finde.

Aufgrund der Kontrolle durch Sachverständige und Fördergremien verwandelt sich die Universität in einen Ort geistiger Unfreiheit. Der Historiker Caspar Hirsch hat unlängst die verhängnisvolle Geschichte des Peer-Reviews erzählt, und er hat seine Auswirkungen klar benannt: „Wir unter solchen Bedingungen arbeiten, kann schief frei sprechen, geschweize denn schreiben, und wer es dennoch wagt, herrschende Forschungsmeinungen infrage zu stellen, läuft Gefahr, sich um das Spiel zu nehmen.“ Man muß kein Genie sein, um zu sehen, welcher Typus im aktuellen System am ehesten überleben wird: Es sind diejenigen, die über alle Zweifel erhaben, wenn auch nicht sonderlich inspirierend sind: Die üblichen Unverrücklichen. Ist es ein Wunder, daß der „Lange Sommer der Theorie“ (Philipp Felsch) ein Ende fand und daß von den Universitäten („Uniformitäten“) korrigiert mein Rechtschreibprogramm) keine Debatte mehr ausgehen? Wenn sie überhaupt noch von sich reden machen, dann mit Vorschlägen zu Redeverboten (doch regen wir uns nicht zu sehr über den Nebenschupplatz der political correctness auf, sie ist nicht das eigentliche Problem, sie ist das Symptom). Die Universität sollte eigentlich der Ort sein, wo man sich mit Gedanken exponiert, nicht der Ort, wo man seine Haut riskiert. Die Antrags- und die Stelleninserate sorgen dagegen für

präkre Existenz anstatt für klare Gedanken. Was ist ein Wissenschaftler mittlerweile anderes als jemand, der in Anträgen sagen soll, was er in fünf Jahren denken wird, von dem aber nicht zu sagen ist, wo er in fünf Monaten arbeiten wird? So kommt es, daß kein Gedanke, den ein Forscher haben könnte, mittlerweile so abenteuerrich ist wie der Gedanke, Forscher zu werden.

VI.
Die Universität ist eine Einmalerverfindung. Es gibt keine Ersatzinstitution, die ihre Verhältnisse aufwiegen könnte. Mit dem Tod der Universität wandert der Forschungsgeist nicht an einen anderen Ort aus, er stirbt aus. Deshalb seien am Schluß fünf Vorschläge formuliert, wie die Universität zu einem Ort überraschender Erkenntnisse zurückverwandelt werden kann. Angesichts der Natur der Forderungen muß vielleicht eins betont werden: Sie sind durchaus ernst gemeint.

1. An der Universität muß schlechte Wissenschaft wieder möglich sein. Worin besteht der Grund für den massiven Qualitätsverlust der Forschung? Gerade in der Zunahme sogenannter Qualitätskontrollen. Überwiegend primiert die Universität diejenigen, die sich auf die Kunst verstehen, bei ihren Fachkollegen nicht anzuecken. In Reaktionen auf die „Qualitätssichernden“ Maßnahmen der Forschung werden wir geistreichen Texten überschwert, die keine Angriffspunkte bieten, kontroverse Thesen scheuen und sich vor jedem absehbaren Einwand wegduckten. Gerade weil man sich um die Qualität der Forschung so viele Sorgen macht, besetzt nun wirklich aller Grund zur Sorge. Deshalb der Vorschlag: Beenden wir diesen seltsamen Wettbewerb und wir zurück zur Kunst, kühne Behauptungen plausibel zu machen. Regen wir uns gegenseitig wieder an und auf! Also: Abschaffung des anonymisierten Gutachtensystems, Abschaffung der Peer-Review-Verfahren, Abschaffung der Evaluationen und Rechenschaftsberichte. Übrig bleibt eine Form der Kritik, die öffentliche und nachträgliche. Wir brauchen keine Gutachten, die mit ihren anonymen Einwänden zukünftige Wissenschaft verreteln. Wir brauchen vielmehr Wissenschaft, die zukünftig, öffentliche Einwände provoziert. An der Universität muß schlechte Wissenschaft wieder möglich sein, auf daß ein neues Zeitalter der Kritik anbrechen kann.

2. Die Universität muß intransparent werden. Mit der Aufforderung, die öffentliche Kritik zu revitalisieren, will ich nicht das übliche Resentiment gegen intransparente Entscheidungen bedienen, die in Hinterzimmern getroffen werden, im Gegenteil. Während es aber in der Tat darum geht, abgeschlossene Forschung öffentlich zu diskutieren, gilt es umgekehrt, zukünftige Forschungsprojekte vor jeder Form der Diskussion und Bewertung zu bewahren. Die Kehrsseite der neuen Sichtbarkeit von Kritik muß Undurchsichtigkeit sein. Soll die Universität wieder zu dem Ort werden, von dem aus fortlaufend ein Strom irritierender Ideen in die Welt gelangt, dann müssen die Förderung des Nachwuchses und die Entscheidung über zukünftige Forschung in nicht nachvollziehbarer Weise erfolgen: Sie müssen grundsätzlich uneinsehbar sein, sie müssen lokal getroffen werden und in den Händen von Einzelpersonen liegen, die weitgehende Entscheidungsfreiheit genießen. Neue Ideen sind naturgemäß nicht einleuchtend. Und das heißt: Je transparenter, öffentlicher, sinnfälliger, vergleichbarer und demokratischer Entscheidungen über Anstellungsverhältnisse und Forschungsvorhaben erfolgen, desto geringere Chancen hat innovatives, verblüffendes Denken. Deshalb: Zurück zu

den lokalen Kleinststrukturen. Man lasse die Professoren an den Universitäten auf selbsterhellende Weise selbst darüher befinden, wen und was sie für förderungswürdig halten. Das Wunderbare läßt sich nur im Geist der Laune, der Anarchie, reisen, nicht aufgrund von Bewertungsverfahren, die vorgeben, „rational“ zu sein.

3. Die Universität muß den Wissenschaftlern ein schonungsloses Miteinander ermöglichen. Mehr als in jedem anderen Bereich des sozialen Lebens behandeln sich die Angehörigen der Universität wie reife Eier. Es ist alles andere als ein Zufall, daß mit der politisch korrekten Vorstellung eines schmerzenden Miteinanders ihren Ausgang von den Universitäten nahm. Man begegnet sich mit ausgezeichneter Höflichkeit, besuere unsäblich seinen Respekt, kann keinen Vortrag hören, der nicht „sehr interessant“ war usw. Mehr und mehr vermittelt einem nur noch enge Freunde die eingeschmolzene Wahrheit über die eigene Forschungsarbeit, während einen die Kollegen mit ihrer Freundlichkeit erstickten. Dieser Umgangston ist nicht zu begründen. In ihm bekundet sich lediglich die durchaus berechtigte Angst vor Kritik in einem System, in dem Gutachter und Forschungskommissionen die Herrschaft übernommen haben und in dem sachliche Einwände Forschung abwürgen können. Stun dessen müßte die Fortsetzung gerade der unritzierten Wissenschaftler geachtet werden. Wir können erst dann wieder mit Lust kritisieren, wenn paranziert ist, daß dabei nur Ideen untergehen, aber keine Karrieren Schiffbruch erleiden. Also weg von dem gegenwärtigen System finanzieller Unsicherheiten und intellektueller Absicherungen und hin zu einem System finanzieller Sicherheit und intellektueller Wagnisse.

4. Die Universität muß irrelevanten werden. Keine Frage: Die moderne Gesellschaft ist angewiesen auf die Expertise der Wissenschaft. Man muß das nicht bestreiten, um dennoch darauf zu beharren, daß die Wissenschaft von der Erwartung befreit werden sollte, nützlich zu sein. Denn der Nutzen, den die Universität abwirft, zählt zu jenen „Zuständen, die wesentlich Nebenprodukte sind“, um an den Aufsatz von Elster zu erinnern.¹ Gerade nützliche Gedanken gedeihen am ehesten unter Bedingungen, in denen sie zunächst einmal nicht nutzbringend und rechtfertigungsbedürftig sein müssen. Je mehr Wissenschaftler sich erklären müssen, je mehr sie die Relevanz ihres Tuns angesichts aktueller Herausforderungen unter Beweis zu stellen haben, desto eher stutzt man ihren Gedanken die Flügel. Wenn an der Nützlichkeit der Wissenschaft gelegen ist, der lasse sie zurück in den Elfenbeinturm kehren. Der Raum des Denkens ist idealerweise eine Spielwiese, wo die Anforderungen und Erschwernisse des normalen Lebens zeitweise herabgemindert sind und man Versuchsbälle steigen lassen kann. Der Universität muß ihre Irrelevanz folglich lieb und teuer sein. Und der Gesellschaft auch: Je weniger die Universität mit der Wirklichkeit zu tun haben muß, desto größer werden die Wirkungen sein, die von ihr ausgehen.

5. Die Universität muß verschwenderisch werden. Die aktuelle Universitätspolitik ist bestimmt von der Furcht, es könnten die falschen Personen oder Projekte sein, die in den Genuß einer Forschungsförderung kommen. Man will verantwortungsvoll mit Forschungs- und Personalmitteln umgehen, die ja immerhin Steuer gelder sind. Das Resultat dieser Furcht vor Verschwendung ist ironischerweise eine atemberaubende Verschwendung: eine Flut von Forschungsanträgen, Evaluationen, Gutachten, Rechenschaftsberichten und Kommissionsstätigkeiten, die für sich genommen keine For-

schung darstellen und folglich unproduktiv sind. Gerade die Forschungspolitik, die sich an der Maßgabe der Effizienz ausrichtet, erweist sich somit als denkbar ineffizient. Zeit sich einzugeben: Wir haben gar nicht die Option, nicht zu verschwenden! Die entscheidende Frage ist vielmehr, ob man auf derart nervensetzende und furchtarme Weise verschwenden muß, wie das gegenwärtig geschieht. Ich stimme dem Anthropologen David Graeber zu, wenn er schreibt: „Wenn man die wissenschaftliche Kreativität maximieren möchte, sucht man sich so lauter die allgemeine Überzeugung, ein paar schlau Köpfe, gibt ihnen die benötigten Mittel an die Hand, um ihre Ideen umzusetzen, und läßt sie dann eine Weile in Ruhe. Die meisten werden wahrscheinlich keine Ergebnisse zustande bringen, doch einer oder zwei werden vielleicht etwas völlig Neues entdecken. Wenn man die Möglichkeit unerwarteter Durchbrüche minimieren will, muß man diesem Leuten sagen, daß sie nur dann mit Mitteln rechnen können, wenn sie untereinander konkurrieren, um den Auftraggeber zu überzeugen, daß sie bereits wissen, was sie entdecken werden.“² Es käme also darauf an, von vornherein zu akzeptieren, daß achtzig Prozent der Forschungsförderung Verschwendung ist, dafür aber immerhin die letzten zwanzig Prozent zu bewahren. Es sind diese letzten zwanzig Prozent, die wir in der aktuellen Situation vermissen.

VII.
Die Universität wird uns nicht fehlen. Es gehört zu den Mythen, die Wissenschaftler gerne über sich erzählen, daß die wissenschaftliche Lust auf anstößige Wahrheiten und provozierend andere Ansichten in ständiger Gefahr ist, von fremden Mächten erdrückt zu werden, von Diktatoren, Ideologien oder Kirchen; die Affäre Lyssenko, der Prozeß Galilei. Dagegen beruft man sich auf die „Autonomie der Wissenschaft“. Es ist an der Zeit, sich von solcher Selbstgefälligkeit zu verabschieden. Heute ist es der Wissenschaftsbetrieb selbst, der seine intellektuellen Energien abwürgt und für seine geistige Lähmung voll verantwortlich ist. Und dieser Betrieb brummt. Man wird mir entgegenhalten: Wenn es wahr wäre, daß die Universitäten in Gedankenkarren verfallen würden, man es wissen. Doch niemand sollte glauben, es wäre sonderlich auffällig, wenn dies geschieht. Man male sich aus, aufgrund irgendwelcher Widrigkeiten seien die Universitätskarrieren einer Judith Butler, eines Niklas Luhmann, eines Michel Foucault, eines Jürgen Habermas, eines Peter Sloterdijk, einer Isabelle Stengers, eines Jacques Derrida oder eines Bruno Latour zur Unzeit abgebrochen worden. Auf den ersten Blick ist man geneigt zu sagen, daß uns etwas fehlen würde. Doch der Erwartungshorizont, vor dem wir diese Denker schmerzlich vermissen würden, wurde von ihnen erst geschaffen. Um sie auch nur zu vermissen, sind wir auf sie angewiesen.

Nichts ist so unbekannt wie das unbekannt Denken, das es nicht gegeben haben wird. ♦

1 Georgen Ballal, Hegel, der Mensch und die Geschichte, Berlin 2018, Matthias & Seitz, S. 88
2 W. v. Humboldt, „Theorie der Bildung des Menschen“ In: Werke, Bd. 1, Darmstadt 1960, Wiss. Buchgesellschaft, S. 234-240, hier S. 235
3 Hans Blumenberg, Das Lachen der Theozoin: Eine Urgeschichte der Theorie, Frankfurt/M 1987, Suhrkamp
4 Albrecht Koschorke, „Wissenschaftsbetrieb als Wissenschaftsvernickelung. Einführung in die Paradoxiologie des deutschen Hochschullebens“, in: Dorothee Kimmich/Alexander Thumfart, Universität ohne Zukunft?, Frankfurt/M 2004, Suhrkamp, S. 142-157, hier S. 150
5 Michel Foucault, „Theatrum philosophicum“, in: ders., Dits et Ecrits, Schriften II 1970-1975, Frankfurt/M 2002, Suhrkamp, 93-122, hier S. 94
6 Wolfram Eilenberger, „Wattiertes Denken“, in: DIE ZEIT, 10/2018
7 Caspar Hirsch, Skandalrapporte, Expertenkanzle. Zur Geschichte eines Gegenwartproblems, Berlin 2018, Matthias & Seitz, S. 300
8 Jon Elster, „Zustände, die wesentlich Nebenprodukte sind“, in: Subversion der Rationalität, Frankfurt/M 1987, Campus, S. 141-210
9 David Graeber, Biokritik, Stuttgart 2019, Vöth Costa, S. 167

passé
die stille ästhetik der dahingehenden objekte, prämiert von stiftung buchkunst - die schönsten deutschen bücher, der charme des banalen und der vergänglichkeit, 3 pfund, flatbook, 210 seiten, 95 euro, isbn-nr. 978-3-9820769-0-4, edition mixtumcompositum, webshop passee-das-buch.de